

[s.n.]

Autor(en): **Slíva, Jií**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 42

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Verlust

Nun ist sie fort. Weggegangen aus meinem Leben. Vorhin habe ich Ursula die Hand geschüttelt. Zum endgültigen Ade. Die junge Frau sucht ihren Weg. Hat sich einen neuen Kreis geschaffen. Ihm gehöre ich nicht an.

Ursula ist die Tochter meiner Nachbarin. Fünfzehn Jahre lang habe ich ihr gegenüber gewohnt. Jetzt richtet sie ihr eigenes Heim ein – mit dem Mann, den sie liebt. Ich bleibe zurück und weiss nicht, womit ich die Lücke, die Ursula hinterlässt, schliessen soll.

Wir sahen uns täglich. Oder: abendlich. Ich legte fünf Korridormeter zurück, um zu plaudern, zu diskutieren, um Gesellschaft zu haben. Ursula war meine Freundin, obwohl ich dieses Wort nie benutzte, wenn ich über unsere Beziehung nachdachte. Sinnieren war in dieser Verbindung ohnehin nicht mein Hauptanliegen. Jedenfalls nicht über das, was uns einte. Ich nahm das Geschenk einfach an – die Gabe des Schicksals, einen Men-

schen aufwachsen zu sehen, ihn zu begleiten.

Ursula stand mir im Alter um fast zwanzig Jahre nach. Dennoch klaffte kein Graben zwischen uns. Ich konnte mich besser mit ihr unterhalten als mit manchem Angehörigen meiner Generation. Die werdende Persönlichkeit war fremden Meinungen nicht verschlossen, zeigte sich viel eher bereit als «gereifte» Charaktere, ein Problem von verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Das Streben nach Toleranz verblüffte mich an Ursula immer wieder. Es war um so erstaunlicher, als meine Gesprächspartnerin aus einer Familie stammt, die herkömmlichen Ansichten verhaftet ist. Da steht fest, was gut oder böse ist. Über Nuancen lässt es sich trefflich schweigen.

Ursula bemühte sich immer wieder, ihre Nächsten zu beeinflussen, zur Offenheit zu führen. – Meist vergeblich. Das entmutigte sie nicht. Ich staunte über ihre Ausdauer, über ihre Festigkeit. Das Mädchen schien mir total aus der Art geschlagen und sicher in dem Wunsch, auf eigene Weise erwachsen zu werden.

Jetzt, da Ursula den grössten selbständigen Schritt unternommen hat, ist meine Freude der

Trauer gewichen. Ich fürchte, dass ich nicht mitkomme in einer Entwicklung, die von mir fortstrebt. Der Geist ist willig, aber das Gemüt ist schwach. Ja, zwischen dem, was mir der Verstand sagt, und dem, was mein Herz flüstert, besteht eine erschreckende Diskrepanz.

Ich weiss, dass sich die Liebsten nicht anbinden lassen. Dass sie nach Freiheit dürsten. Ich weiss, dass Kinder nicht ewig abhängig bleiben, dass sie sich innerlich und äusserlich von den «Erziehern» lösen. Aber mein Wissen hilft mir nicht, die Empfindung des Negativen zu wandeln.

Verlegen, beschämt erinnere ich mich der Vorträge, die ich verzweifelten Müttern gehalten habe. Vorträge, in denen ich den Zurückgebliebenen all das predigte, was man in klugen Büchern liest und aus beruflichem Munde hört: Töchter, Söhne dürfen sich den Eltern nicht verpflichtet fühlen, sollen sich abnabeln, ihre Individualität entfalten ...

Ich hatte gut reden, damals, als ich von einem Abschied weit entfernt war. Jetzt bleibe ich stumm. Ursulas Mutter spende ich keinen Trost. Worte, die mir früher leicht über die Lippen flossen, streiche

ich als leere Begriffe aus meinem Vokabular. Ich bin verwirrt. Orientierungslos. Den Lauf der Welt mag ich nicht akzeptieren.

Ich nähre eine vage Hoffnung. Ursula wird wiederkehren. Zu Besuch weilen. Sie wird mit mir in der Stube sitzen, und vielleicht gelingt es uns dann, so zu tun, als sei nichts geschehen, als liege nichts zwischen uns – kein Raum, keine Zeit. Aber die Stunde der Wahrheit wird uns schlagen. Spätestens bei jeder Trennung. Vermutlich schon früher: Während des Zusammenseins. Es gestaltet sich wohl nie mehr so – vor allem nicht so selbstverständlich –, wie es mich einst annutete. Wahrscheinlich sind wir künftig immer befangen, gehemmt durch meine übersteigerten Erwartungen. Bedürfnisse von Monaten in Augenblicke zu pressen, bringt Enttäuschung, Schmerz.

Es gibt Schlimmeres zu beklagen als den Auszug einer flügge Gewordenen. – Sicher! Die Last, die ich trage, schleppen Tausende. Unter ihnen bin ich sogar privilegiert, weil mir die Möglichkeit offensteht, zu schreiben, was ich leide. Gleichwohl fühle ich mich arm. Und ich frage mich, weshalb es so schwer sein muss, zu verlieren.



Lärm

Längst gehört er in der noch heilen Welt unseres idyllischen Toggenburgs zum Alltag. Gigantischen Insekten gleich, schlendern unsere lieben Jungen mit übergestülpten Kopfhörern durch die Gegend, verklärt in die Landschaft blickend oder grimmig mit dem Töff durch die Gegend rasend. Ohne heissen Rock

beziehungsweise süssliche Schnulzen geht es heute offensichtlich nicht mehr. Die andauernde Musikberieselung ist indessen keine Erfindung der Jugendlichen. Am Arbeitsplatz, in Einkaufszentren, in Hotelhallen und Coiffeursalons kommt man seit Jahren in den unfreiwilligen Genuss von Tönen. Es scheint fast so, als könne der Mensch ohne Hintergrundmusik nicht mehr bestehen. Beim Auftauchen

der ersten Walkmen gehörte ich zu denjenigen, die den Kopf schüttelten. Niemals würde einer unserer Söhne meine Zustimmung zum Kauf eines solchen Geräts erhalten. Doch eines schönen Tages entdeckte ich unseren Ältesten, der zufrieden über seinen Aufgaben sass, mit diesem ominösen Ding auf seinen schwarzen Locken. Friedlich und still war's in seinem Zimmer, während aus den Klausen seiner Brüder Mike Oldfields Rhythmen an mein Ohr drangen. Nach reiflicher Überlegung musste ich mir eingestehen, dass die individuelle Musikquelle so schlecht gar nicht war. Im Gegenteil! Der Lärmpegel in unserem Haus drohte ohnehin, bald die Phongrenze zu erreichen. Auch ich trug eine gewisse Schuld daran, schleppte ich doch meinen Kassettenrecorder vom Kochherd zum Bügelbrett oder in den Waschraum, ohne mich im geringsten darum zu kümmern, ob es die Familienmitglieder freute, dauernd mit Vivaldi beziehungsweise Bach konfrontiert zu werden.

So kam es, dass ich eines Tages den Walkman meines Sohnes

aufsetzte und, von der Umwelt abgekapselt, im Reich der Töne schwelgte. Herrlich war's! Kein schrilles Telefon, keine Hausglocke konnte mich aus meinen Träumen schrecken. Das Motorgeräusch beim wöchentlichen Rasenmähen störte höchstens noch die Nachbarn! Fern vom Kindergeschrei, vom Gebrumm der Lastwagen, vom nerventötenden Gebell unseres Rauhhaardackels war ich isoliert in meinem Schall-Getto.

Ich verstand die Jugend, die sich mit Kopfhörern gegen die Aussenwelt abschirmt. Nach relativ kurzer Zeit aber brachte ich den Walkman ins Zimmer meines Sohnes zurück – zu sehr vermisste ich ihn, den alltäglichen Lärm meiner Umwelt! *Vreni Neher*

Gedankenlos

Aus gesundheitlichen Gründen habe ich meine eigene Wohnung aufgeben müssen und mein neues Domizil in einem Pflegeheim gefunden (oder finden müssen?). Bekanntlich fragt das Schicksal